

amt. Sie kamen fast alle aus jenen Kreisen, die schon von 1920 an ihre Bereitschaft gezeigt hatten, sie wurden nun mehr und mehr zum Stab der Träger der Laienkirche. Als am 1. 5. 1946 auch in Gottesberg die Zwangsevakuierung der Hunderte einsetzte, rückten die Zurückbleibenden immer enger zusammen und es waren die unvergeßlichsten Morgen- und Abendandachten, wenn sich wieder ein größerer oder kleinerer Trupp für die Reise in die unbekannte Fremde fertig machte, denn es war leider streng verboten, ihnen allen ein Abschiedswort vom Gottesberg an der Bahn zu sagen. Aber das Heilandswort von der Stadt auf dem Berge ist doch vielen auch in der Fremde verpflichtend geblieben, und das kann geschehen, wenn das Wort meiner eigenen letzten Morgenandacht, die auf den 6. 10. 1948 fiel, aus Philipper 4, 13 uns im Leben bestimmt: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“

Erich Zakrzowski

(früher in Gottesberg, jetzt Bittenfeld, Kr. Waiblingen)

III. Auf der Ost/Oderseite:

I.

Bis zum 18. Januar 1945 waren die Verhältnisse, abgesehen von wilden Gerüchten, ruhig und normal. Denn am selben Tage rückte deutsches Militär in unser Dorf, das die bestürzende Nachricht mitbrachte, daß sie die letzten deutschen Truppen seien und der Russe nicht weit von ihnen wäre. Am Freitag abend aber wurde das ganze Dorf zusammengerufen und vom Bürgermeister mitgeteilt, daß vielleicht doch in absehbarer Zeit das Dorf geräumt werden müsse. Der Treck wurde eingeteilt und auch das Ziel des Trecks, Luditz in Bayern, unmittelbar an der tschechischen Grenze, angegeben. Noch Freitag zu Samstag um Mitternacht bekamen die deutschen Soldaten den Befehl zum Abrücken. Nun lagen wir *völlig schutzlos im Niemandslande*. Was würde werden? Aber bald wurde die Ungewißheit von uns genommen. Der Räumungsbefehl wurde dem Bürgermeister übermittelt und schon um 5.00 Uhr morgens sammelte sich der Treck an der befohlenen Stelle, nachdem in aller Hast und Eile gepackt und die Wagen beladen worden waren. Ca. 450 Gemeindeglieder verließen damals ihre Heimat, von denen die meisten sie nicht mehr bis auf den heutigen Tag wiedersehen sollten. Außer den Pferden, die die Wagen zogen, mußte der Viehbestand ohne Ausnahme zurückgelassen werden. Nur zwei Personen blieben zurück, der alte 75jährige Kirchvater, der zeitlebens in seiner Heimat geblieben war und sich standhaft weigerte, sein Dorf und seine geliebte Kirche, der er viele Jahrzehnte gedient hatte, zu

verlassen; außerdem blieb noch eine alte geistesschwache Frau zurück, die beim Abrücken zurücklief und nicht mehr gefunden werden konnte. Im Morgengrauen bei hohem Schnee und bitterer Kälte setzte sich der traurige Zug in Bewegung. Bald versank hinter uns unser Heimatdorf, zuletzt grüßte noch der Kirchturm zu uns herüber, dann verschwand auch er unseren Blicken. *Der Marsch in die Fremde und in die Ungewißheit wurde angetreten.* Im Herzen aber glimmte immer noch ein Fünklein Hoffnung, daß Gott gnädig und barmherzig sein würde und wir bald wieder heimkehren würden. Wir ahnten nicht, was uns alles erwartete und der Anfang eines langen Leidensweges sein würde. Aber zum Grübeln blieb uns wenig Zeit. Denn bald hieß es, wir müßten bis zum Sonntag um Mitternacht Ohlau und damit das linke Oderufer erreicht haben. Denn dann würde die Brücke gesprengt werden, dies aber bedeutete vom Flüchtlingsstrom abgeschnitten und den Russen hoffnungslos preisgegeben sein. Aber Gottes Gnade war mit uns, und kurz vor Mitternacht rollte in endlosem Zuge unser Dorf über die Brücke von Ohlau, die tatsächlich um Mitternacht mit großem Getöse in die Luft gesprengt wurde. Wir waren wenigstens fürs erste vor den Russen gerettet. Nun ging es in langsamem Zuge mit vielen anderen Trecks in Richtung Zobten über Schweidnitz nach Leutmannsdorf. Dort war das erste größere Halt. Menschen und Pferde waren bis aufs Äußerste erschöpft und schon hatten wir auch die ersten Toten zu beklagen, die teils durch die große Kälte, aber auch am Herzeleid gestorben waren. Zwei ältere Gemeindeglieder und ein einjähriges Kind mußten wir hier zur letzten Ruhe betten. In Leutmannsdorf war es auch, daß wir seit Tagen das erste warme Essen erhielten. Hier durften wir bis Ende Februar bleiben mit sechs anderen Dörfern. Als aber der Russe schon vor Schweidnitz stand und wir schon den Schlachtenlärm deutlich vernahmen, hieß es wieder weiter trecken. Diesmal ging es bei vereisten Straßen über das Eulengebirge nach Braunau, von dort über das Henschelgebirge nach Nachod. Hier wurden die Frauen mit Kindern und die Alten, soweit sie es wollten, vom Treck abgesondert. Sie wurden 14 Tage später durch die Bahn nach Bayern gebracht, wo sie z. Zt. heute noch im Kreise Straubing leben. Wir übrigen treckten weiter *nach der Tschechei hinein* über Königinhof bis nach Schehun bei Bad Podiebrad. Dieser Teil der Flucht war wohl der schwerste und bitterste. Bei Tag und Nacht ging es über vereiste Straßen, einmal 56 km an einem Tage. Kinder und Alte lagen erstarrt auf den Wagen, viele klagten über erfrorene Gliedmaßen. Da wir die letzten unseres Treckes waren, konnten wir nicht mehr in Schehun unterkommen und mußten einige Kilometer weiter nach Dobschütz fahren. Dort endlich gab es für uns wieder einmal die erste Ruhe, auch bekamen wir hier zum ersten Male Lebensmittelkarten. Unsere Pferde wurden hier infolge der furchtbaren Anstren-

gungen krank, so daß wir, als unser Dorf wieder weitertrecken sollte, zurückbleiben mußten. Das sollte für fünf Familien von besonderen Folgen sein. Aber auch hier ging es nach dem Wort unseres Herrn, der uns bisher durch soviel Not gelehrt hat: „Was ich jetzt tue, das weißt Du nicht; du sollst es aber hernach erfahren.“

II.

Da nun unser Dorf weitergetreckt war, immer tiefer in die Tschechei hinein, zogen wir Zurückgebliebenen von Dobschütz nach Schehun um und kamen in der dortigen Schule unter. Wir hatten uns dort, so gut es ging, eingerichtet, auch kamen wir mit der dortigen Bevölkerung gut aus, zumal der Bürgermeister sich sehr deutschfreundlich zeigte. Da, am 11. Mai, ein Tag nach Christi Himmelfahrt, kamen die Kinder zu uns in die Schule gesprungen und schrien erregt: Die Russen sind da! Und wirklich sahen wir sie auf der Hauptstraße — die Schule lag zu unserem Glück abseits — entlang ziehen. Es waren die ersten russischen Vorausabteilungen. Was sollten wir tun? Bisher hatten sich die Tschechen ruhig gegen uns verhalten, aber wie würde es weiter gehen? Da riet uns der Bürgermeister, wir sollten den Ort verlassen, denn *er könne nicht mehr für unser Leben garantieren, falls der tschechische Mob aufstehen würde*. So hieß es also für uns wieder aufladen und, nachdem wir uns beraten hatten, versuchen in die Heimat zurückzufahren. Aber würde dies glücken? Wir zogen ja dem Russen entgegen, der sich scheinbar in breiter Front in die Tschechei ergoß. Durch die ersten Ortschaften, die noch frei vom Russen waren, denn nach der Vorausabteilung kam lange nichts mehr, hatte uns der Bürgermeister sogar noch polizeilichen Schutz gestellt, der evtl. den Pöbel abhalten sollte. So zogen wir also mit fünf Wagen los, nicht wissend, was unser noch alles harrte, im Herzen aber die brennende Sehnsucht: Nur nachhause! Jetzt galt es nun ein festes Herz haben und wie nötig sollten wir es bald haben! Fünf Männer, davon ein 75jähriger, sieben Frauen, vier junge Burschen und ein junges Mädchen, fünf kleine Kinder und ein Geistesschwacher! Das war der Rest, der sich durchschlagen wollte. Sobald wir die Prager Hauptstraße überschritten hatten, fielen wir den Russen zum ersten Male in die Hände.

Als erstes nahmen sie uns die Pferde und *plünderten* unsere Wagen. Wie oft sollten wir noch geplündert werden! Merkwürdigerweise aber gaben sie uns stets, wenn sie uns die Pferde nahmen, abgetriebene Pferde von ihnen, sodaß wir, wenn auch langsam, doch vorwärts kamen. Sonntag, der 13. Mai, war für uns ein besonders schlimmer Tag, denn da nahmen uns die Russen die Männer vom Treck weg. Das war für uns wohl der schlimmste Schlag, denn nun standen *wir Frauen* mit den Burschen und dem Mädchen *alleine* da! Verzweiflung wollte uns

packen und eine junge Frau wollte sich mit den Kindern in einen See stürzen. Nur mit großer Mühe gelang es uns, sie von diesem Vorhaben abzuhalten. Aber es galt ja, ein festes Herz zu haben, *es galt ja, gerade in der größten Finsternis Glauben zu halten*. So fuhren wir ohne unsere Männer weiter, immer in dem Drange, nur heraus aus der Tschechei, denn nun bekamen wir ihren ganzen Haß zu spüren, niemand gab uns etwas, keine Milch für die Kinder, nicht einmal einen Eimer Wasser für unsere elenden Pferde. Nun mußten wir auch miterleben, wie es unseren deutschen Soldaten, ausgeliefert einer brutalen Soldateska, erging. Wie ein Stück Vieh wurden sie an uns vorbeigejagt. Wehe dem, der schwach zu werden drohte! Zu der eigenen Lebensnot trat jetzt die schwere Sorge um meinen eigenen Mann, der ja auch als Soldat das schwere Los der Gefangenschaft erdulden konnte. Wie oft wir von durchziehenden Truppen durchsucht wurden, ist mir nicht mehr im Bewußtsein. Alles geschah wie ein furchtbarer Traum, wie unter schwerer Narkose, wir erlebten furchtbare Angststunden, aber sie trafen nicht mehr unser Innerstes. Es war zuviel, was auf uns wehrlose Frauen einstürmte. Nur eine Angst zitterte in uns beständig: „O Herr, verschone uns vor dem Schwersten, — vor der Vergewaltigung!“ Es war allein Gottes Gnade, daß wir damals davor verschont wurden. Am schlimmsten waren die Nächte, die wir irgendwo im Freien mit den Gespannen an einer abgelegenen Stelle verbringen mußten. Wie schwer war nun erst der Rückweg über die Heuscheuer ohne die starke erfahrene Hand der Männer. Auf den steilen Straßen galt es bremsen, nur bremsen mit einem Knüppel zwischen den Rädern, daß wir uns die Hände wundrissen. Aber auch das war geschafft, wir hatten ja die Tschechei hinter uns und waren im deutschen Land! Nun glaubten wir unseres Weges gewiß zu sein, aber o Schreck, alle Ortschaften trugen russische Bezeichnungen! Pfingsten, „das liebliche Fest“ kam und sollte auch für uns ein Wunder bergen. Wir kamen in ein von den deutschen Einwohnern verlassenes Dorf (die Dörfer waren meist alle menschenleer), doch in einem Hof war gerade auch eine Familie zurückgekehrt, die nahmen uns freundlich auf und wir durften rasten und uns einmal am Brunnen waschen. Das Wunder aber war: kein Russe weit und breit! Wie wir dann in anderen Dörfern erfuhren, war in dieser Gegend tatsächlich bisher kein Soldat aufgetaucht. Wie eine Insel im großen Strom kam es uns vor. Wir näherten uns Ohlau und damit packte uns auch wieder der Schreckensstrom. Aber noch sollten wir eine Freude erfahren. Kurz vor Ohlau stießen, *wieder eines der großen Wunder Gottes*, der zu den Seinen spricht: „ich will dich nicht verlassen noch versäumen“, unsere Männer, die in Glatz zu Zwangsarbeiten eingesetzt wurden, zu uns. Sie wurden wieder weggeschickt. Unsere Freude war groß. In Ohlau selber machten wir zum ersten Male mit den Polen Bekanntschaft. Wir mußten in

eine Kaserne zu „Kontrolle“, d. h. wir wurden dort gezwungen, unsere gesamte Habe von den Wagen abzuräumen und alles vor den Polen ausschütten, sie durchsuchten uns und nahmen uns weg, was ihnen gefiel, d. h. wir wurden in der schamlosesten Weise ausgeplündert. Das bißchen, was uns blieb, sammelten wir wieder ein und machten, daß wir aus Ohlau hinauskamen. Allmählich näherten wir uns Bernstadt und damit unserer Heimat und wir wurden trotz allen Herzeleides froh, auch die Pferde zogen williger, als ob sie es ahnten, daß nun ihr Leidensweg zu Ende gehe.

Schon näherten wir uns Neudorf, schon sahen wir unsere geliebte Kirche zu uns herüberwinken, als wollte sie sagen: Kommt, denn es ist alles bereit!, da wurden wir noch einmal von russischen Wege-
lagerern angefallen. Wagen und Pferde wurden uns weggenommen, aufs neue ausgeplündert in unseren Sachen kamen wir mit leichter Bürde und vier abgetriebenen Pferden und zwei Wagen in Woitsdorf an. *Hier aber regierten schon die Polen*, was wir daran merkten, daß der Bürgermeister sofort unsere elenden, abgetriebenen Pferde beschlagnahmte und sie an Polen gab. Auf den ersten Blick sah unser Dorf unversehrt aus, aber bald sahen wir, daß doch ein Teil der Bauerngehöfte abgebrannt waren. Die Kirche selber war ganz, nur die Orgel war demoliert. Das Kreuz stand noch auf dem Altar, die Altarbekleidungen fehlten, sie wurden später im Straßengraben verschmutzt und zerrissen gefunden, die heiligen Gefäße waren gestohlen. Das Pfarrhaus war demoliert, Türen und Fenster herausgerissen, die Möbel zum Teil weggeschleppt, die Bibliothek zum Fenster hinausgeworfen. Das ganze bot einen Anblick, daß einem das Herze schwer werden konnte, aber nach alledem, was ich erlebt hatte, schmerzte mich der Anblick meines zerstörten Heimes, in dem wir 12 Jahre glücklich und zufrieden unter Gottes Gnade lebten, nicht mehr. Hier wurde das Wort unseres Herrn wahr: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!“ Denn wo hätten wir sonst die Kraft hergenommen mitten durch die Schrecken des Krieges in die Heimat zu kommen?

III.

Aber waren wir wirklich daheim? Was wollten die Polen in unserem rein deutschen Dorfe? Zuerst waren sie sehr ängstlich und schiefen zusammen in einem Hause, später sickerten immer mehr ein und verteilten sich auf die Gehöfte, die sie in Besitz nahmen. Als wir ankamen, glaubten wir die ersten zu sein, aber bald stellte sich heraus, daß einige Männer vom Volkssturm entlassen, sich schon einige Zeit im Dorfe aufhielten. Ich selbst konnte im Pfarrhause unmöglich allein wohnen, denn es wurde stets von durchziehenden russischen Einheiten als Unterkunft benutzt. Später zog dann ein Pole ein, der im ehemali-

gen Amtszimmer wohnte und im kirchlichen Raum seine Kuh unterstellte, obwohl Stallungen am Hause genügend da waren. So nahm ich voll Dank das Anerbieten des Müllermeisters, stellvertretender Vorsitzender des K.G.R., an, mit seiner Familie mit in die zwei Kilometer vom Dorf abgelegene Mühle zu ziehen. Auch hier war bereits der Russe Herr. Der Müllermeister mußte unter einem russischen Kommandanten den Müllerknecht abgeben. *Aber aufs ganze gesehen, ging es uns unter den Russen erträglich. Anders wurde es erst, als auch die Mühle in polnische Hände überging.* Nach und nach kamen noch einige Gemeindeglieder teils getreckt teils zu Fuß in Woitsdorf an. Von 450 Gemeindegliedern waren ca. 60 zurückgekehrt. Ihr Los war völlige Versklavung und totale Rechtlosigkeit. Nur der Bürgermeister war merkwürdigerweise kein Deutschenhasser.

Der Gesundheitszustand der Deutschen war beklagenswert. Der Hunger herrschte. Furunkulose und offene Beine waren eine allgemeine Erscheinung. Wahrscheinlich durch das verendete Vieh, das noch allenthalben herumlag, und erst nach und nach von den Deutschen weggeräumt werden mußte, bedingt. Medikamente gab es kaum. Eine kleine Tube Salbe kostete einhundert Mark. Russische Krätze war weit verbreitet. Ein großer Teil der Männer, deren Familie verschollen war, zog wieder ab.

Erst vom Herbst 1945 ab gab es ein kirchliches Leben. Unsere Kirche selber durften wir nicht benutzen. Sie wurde von den Polen beschlagnahmt und zu einer katholischen Gottesdienststätte umgewandelt, obwohl selten in ihr Gottesdienst gehalten wurde. Wir Deutschen gingen die erste Zeit nach Wilkau zum Gottesdienst, der von einem Nams-lauer, einem Lektor, in einem Hause abgehalten wurde. Hier wurden auch im Herbst 1945 einige Woitsdorfer Kinder konfirmiert. In Woitsdorf selber Gottesdienst abzuhalten wurde von den Polen untersagt. Vom Frühjahr 1946 ab wurde dann auch in Bernstadt Kirche gehalten. Alle 14 Tage kam *Pastor von Lieres* aus Allerheiligen nach Bernstadt. In Bernstadt waren auch zwei *Diakonissen* zurückgekehrt, die unendlich viel Gutes an den Deutschen getan hatten. Sie hielten zuerst Lesegottesdienst ab, trieben unermüdlich Krankenpflege, zogen Zähne und vollzogen kleine Operationen. Sie boten vielen Zuflucht und richteten manchen Verzagten wieder auf. *Ein Heißhunger nach dem Evangelium war bei den Deutschen ausgebrochen.* Es war die Wahrheit des Wortes: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern aus einem jeglichen Wort Gottes“. Zu Ostern kam die erste Post. Ich selber erhielt Mitte Juni das erste Lebenszeichen von meinem Manne aus Württemberg. Immer hoffte ich, daß er einmal in W. auftauchen würde. Aber auch so war ich überglücklich.

Im Sommer 1946 tauchte zum ersten Male das Gerücht auf, daß wir nach Deutschland ausgesiedelt werden sollten. Bald wurde uns dieses

Gerücht zur Gewißheit. Montag früh, den 24. September 1946, mußten wir in überstürzter Eile zum zweiten Male unsere Heimat verlassen. Tat es uns weh? Wenn ich ehrlich sein soll: nein, denn für uns wurde das Leben unter der polnischen Knute immer schwerer. Selbst der Müllermeister, der über 200 Jahre auf der Mühle als einer der ältesten Geschlechter gesessen hatte, erklärte oft, er habe es satt und wolle losgehen.

Im Schlosse von Oels weilten wir die letzte Nacht. Nachdem wir nochmals durch polnische „Kontrolle“ gegangen waren, d. h. ausgeplündert wurden mit einer unerhörten Leibesvisitation. Dann wurden wir zu je 35 Personen mit Gepäck in Viehwagen gesperrt. Über Breslau, Sagan ging es dann unter russischer Begleitung nach Brandenburg a. d. Havel ins Lager. Hier drei Wochen Quarantäne, dann wurden die Familien bei Guben, Kottbus und Spremberg eingewiesen, wo sie heute noch leben. Ich selber durfte nach langer Wartezeit im Lager Weihnachten 1946 am Heiligen Abend zu meinem Mann fahren.

Wo waren die anderen, und das war ja der größte Teil der Gemeinde, die seinerzeit, als unsere Pferde erkrankt waren, weiter treckten, geblieben? Was war aus unserem alten Kirchvater und jener alten Frau, die bei der ersten Räumung zurückgeblieben waren, geworden? Den Kirchvater fanden wir im Keller eines Bauernhauses tot auf. Hat er sich vor Angst dorthin verkrochen und ist dort einsam und verlassen gestorben? Haben ihm die Russen ein Leid angetan? Gott allein weiß es. Jene arme geistesschwache Frau aber wurde erst nach Wochen tot in einem Graben mitten in der Gemarkung gefunden. Wie mag sie gerade dort der Tod ereilt haben? Gott allein weiß es. — Der andere Teil der Gemeinde aber ist aus der Tschechei mit dem nackten Leben herausgekommen. *Sie sind in alle Welt hinausgesprengt worden. Von der Insel Rügen bis nach Österreich sind sie hingeschwemmt worden.* Viele sind an Herzeleid und Entbehrungen gestorben. Von den 450 Menschen, die damals die Heimat verließen, leben heute noch nach vorsichtiger Schätzung 300. Die Eltern kämpfen einen harten Kampf ums Dasein, die Kinder wachsen in die neue Heimat, aber was das Schöne ist, sie halten sich alle sauber und anständig, sie sind nicht verlorene Masse geworden. Und das ist wieder eines der großen Gnadenwunder Gottes. Keines ist in Wahrheit untergegangen. Sie haben ihrem Herrn die Treue gehalten; nicht Haß erfüllt sie, sondern der Glaube, der sich auf die Gnade Gottes verläßt. Bei Gott steht es, ob wir einmal die Heimat wiedersehen dürfen, wir harren seiner Tat. Denn wie heißt es in der Schrift?: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir — wir harren einer neuen Erde und eines neuen Himmels.“

Erna Bullack,

(früher Woitsdorf bei Bernstadt, jetzt Gr. Deinbach b. Schwäb. Gmünd)